

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Band: 22 (1951)
Heft: 6

Artikel: Zusammenarbeit von Heimen und Schulen in der Ausbildung von Heimerziehern
Autor: Hofer, Anni / Bieder, M. / Schneider, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809155>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zusammenarbeit von Heimen und Schulen in der Ausbildung von Heimerziehern

Referat von Frl. Anni Hofer, Leiterin des Kurses B der Schule für soziale Arbeit in Zürich

Von Tavel hat das schöne Bild gebraucht vom «Ring i dr Chetti» und gezeigt, wie wichtig nicht nur das einzelne Glied einer guten, starken Kette ist, sondern wie ein Glied das andere halten und mit ihm verbunden sein muss, wie keines fehlen oder herausfallen darf. Eine solche Kette bilden wir in unseren Bemühungen um den Hilfsbedürftigen, sei er ein Kind, ein Jugendlicher oder ein Erwachsener. Glieder sind ausser den Anstalten und den Schulen, die die Helfer vorbereiten, auch die Versorger, die Oeffentlichkeit u. a. m. Die Stärke einer Kette, d. h. unserer Hilfe, nimmt zu oder ab mit der Stärke des einzelnen Gliedes, seiner Auffassung der Aufgabe und seinen inneren und äusseren Möglichkeiten, sie zu verwirklichen; nicht zuletzt aber auch von unserer Verbundenheit untereinander. Wir danken Ihnen für die Bereitschaft, heute unsere gemeinsamen Anliegen, Schwierigkeiten und vielleicht auch Wünsche miteinander zu besprechen.

Sie wissen vielleicht, dass die Schule für Soziale Arbeit in Zürich vor über 40 Jahren gegründet worden ist und seither nahezu 2000 Schülerinnen — und in den letzten Jahren auch Schüler — ausgebildet hat. Die Zielsetzung der Schule ist sich seit der Gründung gleichgeblieben: Sie wurde nicht um ihrer selbst willen gegründet und geführt, und ihre Ausbildung darf nie Selbstzweck sein. Sie will der sozialen Arbeit dienen, indem sie für die zu lösenden Aufgaben Helfer vorbereitet. Gleichzeitig ebnet sie Männern und Frauen, die eine soziale Aufgabe suchen, den Weg und hilft ihnen in den Beruf des Sozialarbeiters hineinzuwachsen. Diese Zielsetzung birgt eine Reihe von Konfliktmöglichkeiten und Schwierigkeiten in sich, bei denen wir in ganz besonderem Masse auf Ihr Verständnis und Ihre Mitarbeit angewiesen sind.

Beide, das Heim und der Schüler, erwarten, dass die Schule ihnen gerecht werde und machen den Anspruch, dass ihren Bedürfnissen genügend Rechnung getragen wird. Bei beiden kann unter Umständen das Gefühl aufkommen, die Schule nehme zu einseitig Partei. Sie haben vielleicht selber solche Situationen erlebt und Mühe gehabt, unser Verhalten zu verstehen. Wir sind Ihnen dankbar, wenn Sie uns das ganz offen wissen lassen und ihre Auffassung mit uns besprechen.

Nicht nur die Zielsetzung, sondern auch der Aufbau der Ausbildung ist in seinen Grundzügen derselbe geblieben: Von Anfang an bis heute umfasst die Ausbildung einen theoretischen und einen praktischen Teil. Beim früheren einjährigen Ausbildungskurs wurden dem theoretischen Unterricht 5 Monate und den Praktika 6 Monate (2 Praktika zu je 3 Monaten) eingeräumt. Seit der Verlängerung der Ausbildung auf 2 Jahre im Jahr 1946 stehen für den theoretischen Unterricht 8 statt 5 Monate und für die Praktika 10 statt 6 Monate zur

Verfügung. Die stark verlängerte Praktikumszeit erlaubt nun die Absolvierung von 3 statt 2 Praktika, wovon eines von 6 Monaten und zwei von je 2 Monaten. Zwei Praktika sowie auch die Vorpraktika werden in Heimen, ein Praktikum in einem Spital oder auf einer Fürsorgestelle der offenen Fürsorge absolviert. Bei der Wahl dieser Praktika hat die Schülerin oder der Schüler die Möglichkeit, sich seiner Neigung und seinen Fähigkeiten entsprechend auf ein bestimmtes Aufgabengebiet der geschlossenen Fürsorge zu spezialisieren, so z. B. auf die Arbeit mit schwererziehbaren Jugendlichen, mit körperlich oder geistig Gebrechlichen, mit Alkoholikern usw. Dagegen setzt sich die theoretische Ausbildung zum Ziel, eine möglichst breite, grundlegende Ausbildung zu vermitteln und sich nicht zu sehr in eine einseitige Spezialisierung oder zu starke Betonung der technischen Seite drängen zu lassen. Bei aller Verschiedenheit der sozialen Arbeit, vor allem in technischer Hinsicht, benötigen wir in der sozialen Arbeit alle dieselben grundlegenden Einsichten und Kenntnisse: Wissen um die Entwicklung und das Wesen des Menschen in seinen körperlichen, geistigen und seelischen Gegebenheiten und Möglichkeiten, Kenntnis der Umwelt, der sozialen, rechtlichen und vielleicht auch wirtschaftlichen Voraussetzungen und Zusammenhänge, und nicht zuletzt ein Wissen um die heutigen Hilfsmöglichkeiten. Dazu kommt selbstverständlich eine Reihe von Techniken, so z. B. der Freizeitgestaltung, der Haushaltführung, der betrieblichen Organisation usw. Starkes Gewicht legen wir auch auf alle Fragen des Zusammenlebens und der Zusammenarbeit. Lehrplanmässig unterscheiden wir Basisfächer, Hauptfächer, Praktische Ausbildung. Die Basisfächer sind Gesundheitslehre und Rechtsfragen, denen von total 1125 Stunden (15 Einheiten), je 105 Stunden (1,5 Einheiten) eingeräumt werden. Die Hauptfächer sind Psychologie und soziale Arbeit mit je 150 Stunden (2 Einheiten). Als sogenannte Praktische Ausbildung werden betrachtet die Freizeitgestaltung mit 225 Stunden (3 Einheiten) und die Besichtigungen, Besprechungsstunden, Arbeitsgruppen, Hauswirtschaftliche und Betriebliche Fragen mit ebenfalls 225 Stunden (3 Einheiten). Dazu kommen Ethische Fragen (Berufsethik, Religiöse Erziehung) mit 75 Stunden (1 Einheit).

Die ständige Erweiterung, Vertiefung und Differenzierung der Aufgaben in der geschlossenen Fürsorge bedingt auch eine ständige Anpassung der theoretischen Ausbildung. Die Wünsche und Anregungen dazu kommen uns vor allem von den in der Heimarbeit stehenden Ehemaligen und vom Kreis der engeren Praktikumsleiter der Schule.

Ich möchte hier nicht länger und detaillierter auf Lehrplanfragen eingehen, sondern diejenigen, die sich dafür interessieren, auf die von der

Schweizerischen Vereinigung Sozialarbeitender herausgegebenen Broschüren über «Das Praktikum im Rahmen der Ausbildung für die soziale Arbeit» *) und «Die Ausbildung der Fürsorgerin, der Heimerzieherin und Heimleiterin» *) und auf das von der Schweizerischen Landeskonferenz für Soziale Arbeit publizierte «Merkblatt für die Ausbildung von Heimerziehern und Heimleitern in Heimen für Kinder und Jugendliche» **) hinweisen.

Nach diesen kurzen Ausführungen über die Ausbildung an unserer Schule im allgemeinen möchte ich nun auf einige Punkte, in denen mir eine *enge Zusammenarbeit* besonders wichtig erscheint, eingehen:

Unser gemeinsames grosses Anliegen ist die *Rekrutierung und Auswahl des Nachwuchses*. Ueber die Frage der Auswahl ist von Ihrer und von unserer Seite schon viel gesprochen und geschrieben worden (Bolli, Moor). Wir sind uns über die notwendigen zu wünschenden und zu verlangenden Anforderungen einig, aber wir können immer nur unter den wirklich vorhandenen Bewerbern auswählen. Die Diskussion über die Auswahl, über Kriterien für eine solche usw. wird illusorisch, wenn keine Bewerber, keine Interessenten, kein Nachwuchs da ist. Unser Problem ist daher ebenso sehr die *Rekrutierung*. Das aber heisst, dass wir Menschen für unsere Arbeit interessieren und gewinnen müssen. Ich betone ausdrücklich «Menschen» und meine damit weiteste Kreise: Pfarrer, Lehrer, Eltern, die Jungen selber. Es genügt nicht, sich nur an Letztere zu wenden, denn sehr oft sind es ihre Eltern und Bekannten, die ihnen den Weg zu uns versperren. In jeder Sprechstunde sehen wir junge Leute, die seit Jahren unsere Schule besuchen möchten und sich darauf vorbereiten. Die Eltern aber erlauben es nicht, und sie haben dafür mancherlei Begründungen: «Die Arbeit ist zu streng», «Das Leben im Heim ist so abgeschlossen», «Wir werden nichts mehr von Dir haben», «Du wirst nie heiraten können» usw. Das Bild, das sich viele Eltern vom Heim machen, ist ein falsches. Gibt es uns aber nicht zu denken, wenn gerade aus Orten, wo eine oder mehrere Anstalten sind, die Eltern die stärksten Vorbehalte machen? Auch die Jungen haben falsche Vorstellungen. Sie sind verständlich und können nur in einem oder mehreren Vorpraktika berichtet werden.

Noch etwas anderes fällt uns immer wieder auf: Wir haben eine gewisse Tendenz, die Schwierigkeiten unseres Berufes so sehr zu betonen, die persönlichen Anforderungen so stark in den Vordergrund zu stellen, dass wir vielen Anfängern den Mut nehmen und ein Gefühl der Unfähigkeit in ihnen wecken, ohne ihnen gleichzeitig auch von den schönen und lichten Seiten und von der Befriedigung zu sprechen. Etwas ähnliches geschah im Krankenpflegeberuf und führte schliesslich dazu, dass nicht nur die Jungen, sondern auch ihre Eltern diesen Beruf als eine schwer tragbare Last empfanden. Ist es aber nicht so, dass wir in

überwiegender Mehrzahl doch nochmals diesen Beruf ergreifen würden und freudig bezeugen können, wieviel Bereicherung und Freude er uns gab? Es genügt nicht, wenn die Schulen, die Berufsverbände und die Berufsberatung Aufklärungsarbeit leisten. Sie sind dabei angewiesen auf Ihre Bereitschaft, die Tore der Anstalt weit zu öffnen, Kontakt zu pflegen, wo das möglich ist, Konfirmandengruppen, Eltern usw. Besichtigungen zu ermöglichen, Interessenten die Möglichkeit zu geben, einen oder mehrere Tage im Heim mitzuleben, einzustehen für bessere Arbeitsbedingungen, Entspannungs- und Weiterbildungsmöglichkeiten der Mitarbeiter und eventuell durch persönliches Zeugnis den Nachwuchs zu ermuntern und vielleicht sogar zu begeistern. Vielleicht wird sich dann vermehrt bestätigen, was ich persönlich glaube: dass es heute wohl schwerer sein mag, den Nachwuchs zu finden, dass es aber auch heute noch junge und ältere Menschen gibt, die sich zum Schwachen und Benachteiligten hingezogen und zum Helfen verpflichtet fühlen.

Wenn in den Kreisen der Heimleiter gelegentlich auf ungeeignete oder unfähige Schüler oder Absolventen hingewiesen wird, so erlauben wir uns darauf hinzuweisen, dass z. B. an unserer Schule Schülerinnen und Schüler nur nach einem oder mehreren Vorpraktika und nur auf ausdrückliche Empfehlung von beruflich tätigen Heimleitern aufgenommen werden. Die Diplomierung erfolgt ebenfalls nur bei Bewährung in den Praktika. Gegen wen richtet sich also der Vorwurf? Und was kann die Schule noch mehr tun? Leider geht unsere Erfahrung dahin, dass uns gelegentlich, wie bei der Weiterempfehlung von vielleicht ungeeigneten Mitarbeitern, Schwierigkeiten verschwiegen werden aus der Befürchtung heraus, die Verantwortung für eine Ablehnung oder einen Ausschluss aus der Schule mitübernehmen zu müssen. Wir benützen daher die Gelegenheit, Sie um ihre vermehrte Zusammenarbeit gerade bei diesem entscheidenden Punkt der Auswahl zu bitten und danken Ihnen dafür.

* * *

Ein anderer Punkt, an dem sich unsere Zusammenarbeit besonders aufdrängt, ist die *Praktische Ausbildung der Schülerinnen und Schüler*. Wie bereits erwähnt, sind der theoretische und der praktische Teil der Ausbildung einander gleichgestellt. Dies ist vielleicht das eigentliche Charakteristikum der sozialen Ausbildung, nicht nur bei uns, sondern auch im Ausland. Dadurch sind die Praktikumsleiter — wie in keiner andern Ausbildung — neben den Dozenten die engsten *Mitarbeiter und Mitträger der Schule*. Mitträger der Ausbildung in diesem Sinne heisst nicht nur auf dem Wege über die Ausbildung Angestellte für seine Bedürfnisse suchen, sondern Berufsnachwuchs schulen und dabei neben den berechtigten Bedürfnissen und Wünschen als Heimleiter auch die Interessen und Bedürfnisse des Nachwuchses bejahen. — Ich möchte nicht weiter auf die Frage der Praktikumsgestaltung eingehen, sondern auch hier auf die bereits erwähnte Schrift der SVS über das Praktikum verweisen und mich auf fol-

*) Zu beziehen beim Jugendsekretariat Dietikon-Zch.

**) Zu beziehen: Brandschenkestrasse 36, Zürich 2.

gende Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit beschränken:

Als Praktikumsleiter beurteilen Sie die Arbeit der Dozenten und der Schulleitung zu Recht nach der Haltung, den Leistungen der Schüler oder nach dem, was sie Ihnen über Inhalt und Methode des Unterrichtes erzählt. Nun sind aber die Schülerinnen und Schüler oftmals wenig geschickte Vertreter! Es gibt in jeder Klasse Einzelne, die noch nicht reif genug für die Aufgabe sind (es aber manchmal gerade mit Hilfe der Praktikumsleitung in erstaunlichem Masse werden!), die mitten in der eigenen Entwicklung drin stehen, die vieles noch nicht verarbeitet haben oder totalitär und kompromisslos sind in dem, was sie vertreten. Wohl sagt ihnen Dr. Moor am Ende des Quartals: «Legt jetzt die Theorie, alles, was ihr hier gelernt habt, zunächst einmal beiseite». Das sagen auch andere Dozenten, das sagen auch wir. Der grösste Teil versucht es ernstlich, einige wenige verhalten sich falsch, meist aus ureigenen Schwierigkeiten heraus. Ist es aber richtig, diese Ausnahmen zu verallgemeinern und kann die Ausbildungsstätte wirklich dafür verantwortlich gemacht werden?

Wenn sich aber dieser Vorwurf gegen Absolventen der Schule richtet, trifft dann nicht ein Teil des Vorwurfes gerechterweise auch die Anstalten, die die Schülerin während des grössten Teils ihrer Ausbildung geschult und geformt haben?

Leider ist es richtig, dass ein Halbwissen, ein falsches Verstehen, noch nicht verarbeitete Kenntnisse zu falschen Anwendungen führen, wie dies in Punkt 2 (Beanstandungen der Heimleitung, s. Mai-Nummer des Fachblattes) formuliert wird. Aber auch hier fällt die Verantwortung auf uns beide zurück, da ja die Schule leider meist keine Gelegenheit hat, diese falschen Anwendungen zu beobachten und zu korrigieren. Der Vorwurf trifft übrigens mit gleichem Recht jeden Ausbildungs- oder Weiterbildungskurs. Auch das ist wahr, dass es immer wieder — und überall — junge oder unreife Menschen gibt, die sich zum «Missionieren» berufen fühlen. Ist das nicht auch so bei jungen Lehrern? War es nicht vielleicht auch bei uns so, und passiert es uns nicht vielleicht heute noch, dass wir aus Begeisterung, aus Ueberzeugung einseitig übers Ziel hinausschiessen?

Nach unseren Erfahrungen können solche falschen Auffassungen und Haltungen der Schülerinnen und Schüler oft nur in der Praxis erkannt, besprochen und behoben werden. Nicht nur die Ausbildung, sondern auch die Formung der Persönlichkeit ist unser beider Anliegen, und wir müssen uns in die Verantwortung dafür teilen.

* * *

Von einer entscheidenden und unmittelbaren Bedeutung ist unsere Zusammenarbeit bei der *Stellenvermittlung*.

1. Es ist das Ziel der Stellenvermittlung, der sozialen Arbeit zu dienen. Ich möchte daher mit allem Nachdruck feststellen, dass meines Wissens bisher nie eine gemeldete Stelle nicht weitergemeldet oder sog. «boykottiert» wurde. An unserer

Schule werden alle gemeldeten Stellen im uns eingesandten Wortlaut in einem Stellenbulletin veröffentlicht, von dem eine Kopie dem Auftraggeber zugestellt wird. Wenn es stimmt, dass dennoch auf viele Stellenausschreibungen keine oder wenige Bewerbungen eingehen, so liegt der Grund nicht in unseren fehlenden Bemühungen, sondern beim fehlenden Nachwuchs. Wir bilden im Jahr durchschnittlich 25 Schülerinnen und Schüler aus (wir könnten 30—35 aufnehmen, wenn mehr und bessere Anmeldungen vorliegen würden). Davon übernehmen ca. drei Viertel sofort eine Stelle, 2—4 bilden sich im In- oder Ausland weiter, 3—4 scheiden im ersten Jahr wegen Verheiratung aus. Nach 5 Jahren sind noch ca. 55 % in der Arbeit, ein Drittel und mehr sind verheiratet. Nach 8 bis 10 Jahren stehen von denjenigen Jahrgängen Ehemaliger, die alters- und erfahrungshalber als verantwortliche Mitarbeiterinnen oder Leiterinnen in Frage kämen, kaum oder knapp die Hälfte in der Anstaltsarbeit.

2. Die Arbeitsgebiete innerhalb der geschlossenen Fürsorge sind zahlreich und mannigfaltig. Jeder Heimleiter denkt begreiflicherweise zuerst an sein Heim und ist enttäuscht, wenn er keine Mitarbeiter, eine Kommission, wenn sich keine Heimleiterin findet. Der an sich kleine Nachwuchs verteilt sich aber noch auf die denkbar verschiedensten Aufgabengebiete:

Stellenvermittlung 1949

Heime für:	Erz. Leit.
Vorschulpflichtige (Krippe, Kinderheime, Erholungsheime)	1 1
Schulpflichtige (Schwererziehbare, Erholungsheime, Tagesheime, Beobachtungsstationen)	14 2
Jugendliche (Mädchenheime, Wohnheime für Jugendliche, Heime der Freund.)	1 4
Anormale (Taubstumme, Sprachgebrechliche, Schwachbegabte, Gebrechliche)	6 1
Erwachsene (Altersheime, Zufluchtshäuser, Erholungsheime)	4 6
Arbeitstherapie	2
	<hr/>
	23 16

23 leitende und 33 Erzieherinnenstellen wurden uns gemeldet (Klasse von 24 Schülern).

Stellenvermittlung 1950

Heime für:	Erz. Leit.
Vorschulpflichtige	2 —
Schulpflichtige	11 3
Jugendliche	5 —
Anormale	3 1
Erwachsene	1 5
Arbeitstherapie	— 3
	<hr/>
	22 12

13 leitende und 34 Erzieherinnenstellen wurden uns gemeldet (Klasse von 18 Schülern). Dazu kommen zahlreiche Stellenmeldungen aus dem *Ausland* sowie Meldungen für Stellenvertretungen von Leiterinnen, Leitungen von Ferienkolonien, Mütterferienheime, Jugendlager aller Art usw.

Ich möchte in der Frage der Stellenvermittlung noch einen dritten Punkt beifügen: Nicht nur ist der Nachwuchs verhältnismässig klein und das Aufgabengebiet gross und vielgestaltig, sondern es ist auch so, dass selbst innerhalb der Heime des gleichen Aufgabengebietes die Auffassung und Zielsetzung, vor allem aber die Methode und die Arbeitsorganisation, denkbar verschieden sind. Es ist keine Wertung, wenn wir feststellen, dass es Heime gibt, in denen sich unsere Ehemaligen nicht oder schwer eingewöhnen und darum auch nicht bewähren können. Wir treten z. B. in der Schule für eine weitgehende Arbeitsgemeinschaft der Mitarbeiter (Teamwork, Equipenarbeit) ein, und die Schülerinnen erleben diese während ihrer Schulpraktika in den Heimen. Sie sind überzeugt, dass eine Kompetenzteilung möglich ist, dass gemeinsame Arbeitsbesprechungen wichtig sind usw., und haben daher ausserordentlich Mühe, sich unter stark autoritärer, mehr patriarchalischer oder zentralistischer Anstaltsführung einzuleben. Der Versuch misslingt denn auch häufig und führt zu gegenseitigen Enttäuschungen und raschem Stellenwechsel.

* * *

Ich möchte kurz meine Ausführungen dahin *zusammenfassen*:

1. Wir begrüßen diese Aussprache über unsere gegenseitige Zusammenarbeit und danken Ihnen für Ihre Initiative. Eine vermehrte Zusammenarbeit, eventuell direkt mit dem Vorstand Ihres Verbandes, ist wichtig, und wir sind dazu bereit. Der Vorstand der Schule für Soziale Arbeit Zürich hält den Wunsch der Anstaltsleiter nach einer stärkeren Vertretung im Vorstand für berechtigt; sie ist seit langer Zeit vorgesehen.

2. Die Ausbildung des Nachwuchses ist unsere gemeinsame Aufgabe. Sie bringt beiden Teilen,

den Vermittlern des theoretischen Unterrichtes und denjenigen der praktischen Ausbildung, ihren Teil an Mitbestimmung und Mitverantwortung. Die Ausbildung, die Formung und Entwicklung des Nachwuchses kann nie in der Masse auf ein Bedürfnis eines einzelnen Heimes oder auf das persönliche Ideal eines Heimleiters zugeschnitten sein, wie das vielleicht gewünscht wird, doch gibt es genügend gemeinsame Grundlagen, auf denen sich eine Ausbildung aufbauen lässt.

3. Auswahl und Rekrutierung des Nachwuchses sind unsere Hauptanliegen. Eine Auswahl ist jedoch nur möglich, wo genügend und geeignete Bewerber da sind. Wir werden beidseitig — und in Zusammenarbeit mit der Berufsberatung — Mittel und Wege für eine bessere Aufklärung und weiterreichende Erfassung suchen müssen.

4. Die bestehenden Ausbildungsmöglichkeiten vermögen den Bedürfnissen und Wünschen der verschiedenen Aufgabengebiete und Anstaltstypen nur ungleich zu entsprechen. Wir müssen daher sachlich prüfen, ob, genügender Nachwuchs vorausgesetzt, noch andere Ausbildungsmöglichkeiten nötig sind, oder ob sich die bestehenden Schulen erweitern oder umstellen können.

Die Soziale Arbeit, wie jede gesellschaftliche Einrichtung, ist nichts Festes, Statisches, Bleibendes, sondern ein stetig sich Wandelndes. Wandlung aber ist wie jedes Wachsen mühsam, schmerzhaft, beunruhigend, anstrengend, aber auch bereichernd. Wir alle stehen mitten in den Auseinandersetzungen und im Suchen drin und empfinden sie bald belastend, bald befruchtend. Wir können und müssen dabei nicht alle gleicher Meinung sein oder den gleichen Weg gehen. Aber wir wollen einander glauben, dass wir ernstlich und ehrlich bemüht sind, eine Kette zu bilden und selber nicht mehr sein zu wollen als ein dienendes Glied.

Anni Hofer.

II.

Referat von Frl. Dr. M. Bieder, Basel

Ich freue mich, dass Sie mir Gelegenheit bieten, einmal mit Ihnen über die Ausbildung von Anstaltsgehilfinnen zu sprechen. Ich habe wohl schon mit vielen unter Ihnen persönlich, aber noch nie gegenüber dem Verband meine Ansichten vertreten. Manches Urteil, ja sogar manche Aktion beruhen einfach auf Missverständnissen. Denn es ist gar nicht so leicht, sich einander gegenseitig zu Gehör zu bringen. Es ist für uns, meine Vorednerin und mich, ein Anstoss und eine Hilfe, wenn wir durch die heutige Besprechung gezwungen werden, unsere Arbeit recht genau unter die Lupe zu nehmen und Verbesserungen und Ergänzungen, an die wir vielleicht von uns aus gar nicht gedacht hätten, ins Auge fassen zu lernen.

Es sei vorausgeschickt, dass es mir notwendig und selbstverständlich erscheint, dass die sozialen Schulen und die Vorsteher der Anstalten *zusammenarbeiten*. Dies ist sogar meines Erachtens *der*

Charakter und das Wesen der Sozialausbildung. Dass dabei Missverständnisse und Unstimmigkeiten entstehen können, scheint mir wiederum selbstverständlich, wie z. B. die vielen mehr oder weniger giftigen Kämpfe zwischen Gewerbeschulen und Handwerksmeistern beweisen. Man lag sich oft und liegt sich immer wieder fürchterlich in den Haaren. Aber am Ende hat man sich doch stets nach guter Schweizer Art um der Sache willen zur Zusammenarbeit entschlossen. Es geht aber nicht, ohne dass man sich gegenseitig ins Gesicht sieht und sich auch zu Konzessionen bereiterklärt, wenn es nötig ist.

Wenn ich hier einerseits *als langjährige Leiterin der Basler Berufskurse für Anstaltsgehilfinnen rede*, vertrete ich andererseits *die Seite der Berufsberatung*. Ich bin seit 20 Jahren auf diesem Gebiet tätig als Beraterin zweier grosser Mädchenschulen in Basel. Wenn auch in erster

Linie die höheren Berufe mit langen Ausbildungszeiten mein Spezialgebiet ausmachen, so gehören doch auch die sozialen, die pflegerischen und kunstgewerblichen dazu, und durch meine Kollegin auf dem Kantonalen Arbeitsamt, durch den Kontakt mit den übrigen Berufsberatern habe ich Einblick in die gewerblichen Berufe und ihre Nöte, sehe jährlich viele junge Mädchen, werde andererseits von Berufstätigen und nicht mehr Berufstätigen, ja von Gestrandeten und Alten aufgesucht, so dass ich in viele Berufsprobleme der Frau hineinsehe. Aus dieser Arbeit heraus ergeben sich mancherlei Erfahrungen, die uns vielleicht bei den heutigen Beratungen nützlich sein können.

Nun zur Frage, die uns hier interessiert. Ich kann nur von dem ausgehen, das ich gründlich kenne, von dem *Basler Anstaltsgehilfenkurs*, seinem Ziel und seinen Methoden. Als ich ihn im Jahre 1932 übernahm, war er eine lose Aneinanderreihung von Praktika in der offenen und geschlossenen Fürsorge, mit dem Nachteil, dass man die Mädchen eigentlich nie beieinander hatte und gar nicht recht kennenlernte. Auch die Auswahl war mehr zufällig. Wer bereits selbst viel mitbrachte an Erfahrungen und Persönlichkeit, lernte doch etwas, aber die andern schwammen mehr oder weniger hilflos im Blauen.

Nach Verhandlungen mit den Behörden starteten wir 1935 den Kurs in seiner heutigen Form: 15 Monate Dauer; zuerst 3 Monate Theorie, dazwischen 8—9 Monate Praktikum in zwei Anstalten, am Schluss wieder 3 Monate Theorie. Wir wissen, dass die Ausbildung *kurz* ist. Aber wir setzen voraus, dass man die Hauswirtschaft beherrscht, ein Vorpraktikum in einer Anstalt gemacht hat und wenn möglich schon über Lebenserfahrung verfügt. — Es ist meine persönliche Auffassung, dass in Berufen, deren Inhalt praktische Menschenbetreuung oder Belehrung ist, die Ausbildung einen *Wechsel von Praxis und Theorie* umfassen muss, so dass sich die Theorie immer wieder in der Praxis korrigiert und umgekehrt. *Ob sich dann die spätere Praxis bereits als Berufstätigkeit und die darauffolgende Theorie als ausgebauter Fortbildungskurs entwickelt*, oder ob beides noch in die anfängliche Ausbildung eingebaut wird, scheint mir eine sekundäre Frage.

Unsere Einführungstheorie soll die Mädchen mit ihrem künftigen Arbeitsgebiet vertraut machen, ihnen den grösseren Zusammenhang zeigen, in den hinein sie gestellt sind, und ihnen in der Form von sog. Kunstfächern, wie Handfertigkeit, Singen, Gymnastik, aber auch von geistigen Fächern, wie Pädagogik und Psychologie, die Werkzeuge in die Hand geben, mit denen sie einmal an ihre Arbeit herangehen können.

Wir hören oft, und werden auch heute hören, dass viel Theorie nur schädlich ist, die Mädchen eingebildet macht, ihnen einen falschen Begriff von der praktischen Arbeit gibt. Wenn diese Vorwürfe zu Recht gemacht werden, war entweder der Theorieunterricht falsch, oder unsere jungen Mädchen haben ihn unbewusst falsch verstanden und ein wenig verdreht. Die reinen Praktiker ma-

chen sich meistens von der Theorie, wie sie an Berufsbildungsschulen erteilt wird, eine falsche Vorstellung: Erstens sind die Dozenten meistens Praktiker (z. B. unser Präsident!); zweitens kann man natürlich kein eigentliches Psychologiestudium in dieser kurzen Zeit hereinbringen, auf das sich irgend jemand etwas einbilden könnte. Man kann aber einige Ergebnisse der heutigen Psychologie, so wie sie Ihnen allen bekannt sein dürften, in einfacher Form an die Schülerinnen heranbringen. Es gibt einige psychologische und pädagogische Erkenntnisse, die heute feststehen und die zum eisernen Bestand jedes Lehrers, aber auch jedes in der Heilerziehung tätigen Menschen gehören sollten. So weit *wollen* wir nicht nur, sondern *sollen* wir gehen.

Nun ist natürlich zu sagen, dass junge Menschen, die sich selbst noch suchen, brennendes subjektives Interesse an der Psychologie haben. Aber lassen wir ihnen das doch, spielen wir ihnen die Bücher, z. B. diejenigen von Prof. Moor, in die Hände, die sie zur Selbsterziehung aufrufen; dann fällt der Hochmut von selbst dahin.

Auf die erste Theorie folgt in unserem Kurs die *Praxis*. Sie ist der wichtigste Teil der Ausbildung. Denn hier kann diejenige Einwirkung geschehen, die ich für die wichtigste für den künftigen Erzieher halte: die *formende Kraft einer erzieherischen Persönlichkeit*. Sie alle, die Sie schon Praktikanten und Praktikantinnen gehabt haben, erleben es wohl hie und da, dass Ihnen eine Ehemalige sagt, wieviel sie von Ihnen gelernt hat. Sie wird wohl selten sagen, sie habe diese spezielle feine Erziehungsmethode Ihnen abgelauscht, oder eine raffinierte Form der Organisation, sondern am tiefsten dankbar wird sie sein für eben das, was sie ganz schlicht an Ihnen gesehen hat: für den vollen persönlichen Einsatz, für Ihre geduldige Anteilnahme an den Zöglingen, für ihren immer neuen Glauben an das gute Streben im verlorensten Menschenkind. Diese Dinge kann man nicht lehren und nicht lernen. Aber wenn ein junger Mensch sie an einem älteren erlebt, kann in ihm der Keim zu einem guten Erzieher gelegt werden.

Natürlich erwarten wir vom Praktikum auch rein äusserliche Dinge: dass die Mädchen bei allen praktischen Tätigkeiten zugreifen und sich nirgends drücken. Sie lernen im einfachen Mitmachen den Arbeitsgang, die Atmosphäre, die Erziehungstendenz der Anstalt kennen. Einen Wunsch hätten wir da: dass man sie öfter mit den andern Anstaltshelfern zu *Arbeitsbesprechungen* zusammennimmt. Denn junge Menschen in einer neuen Arbeit und einer neuen Form der Gemeinschaft brauchen Anleitung, Kontakt und Besinnung über das, was von ihnen verlangt wird. Wer es regelmässig schon lange gemacht hat, wird mir bestätigen, dass es eine grosse Hilfe ist.

Man wirft den Gehilfen oft vor, sie wollten nicht praktische Arbeit tun. Ich habe das selber erfahren, aber wo es vorkam, waren es meist Töchter aus ganz einfachem Milieu, die schon lange im Haushalt gearbeitet hatten und nun von der Ausbildung den Aufstieg über ihr soziales Milieu

erwarteten — nebenbei oft sehr tüchtige Menschenkinder, die nur ihr im Leben erworbenes Minderwertigkeitsgefühl überwinden mussten. Auch hier gilt: «C'est le ton qui fait la musique». Junge Menschen sind formbar. Wie wir ihnen die Aufgaben übertragen, darauf kommt so viel an! Eines darf ich vielleicht sagen: Es scheint mir psychologisch falsch, wenn man der Praktikantin zuerst tagelang eintönige Flickarbeit oder dergleichen überträgt, gleichsam, um ihre Durchhaltekraft zu prüfen. Damit knickt man eventuell von vornherein den guten Willen, mit dem sie ins Praktikum kommt; denn die junge Kraft ist spröde. Eine Mischung mit kleinen Erzieheraufgaben, z. B. dem Aemtlüberwachen bei wenigen Kindern oder dergl., wird pädagogisch richtiger sein. Denn die Praktikantin «lechzt» nach Verantwortung. Man muss ihr natürlich klar machen, dass sie auf Erziehungsgebiet noch keine grossen Stricke zerreißen kann. Aber man kann jungen Menschen, wenn man sie ernsthaft über ihre Aufgabe belehrt hat, grössere Verantwortungen übertragen als man im allgemeinen meint. Derjenige Praktikumsleiter wird die schlechtesten Erfahrungen machen, der am wenigsten Vertrauen zu seinen Helfern und angehenden Helfern hat.

Die Situation des Anstaltsleiters zum Praktikanten kann nur fruchtbar werden, wenn sie auf *Vertrauen* aufgebaut ist. Das ist viel verlangt. Ich mache mir immer wieder klar, wie gross die Anforderung an Sie, die Praktikumsleiter, ist. Sie müssen ein fremdes Menschenkind nicht nur in ihre Arbeit, sondern in ihr Familienleben, also in Ihr ganzes Leben hereinschauen lassen. Sie müssen ihm Ihre Zöglinge, deren Schwierigkeiten Sie vielleicht allein genau kennen, anvertrauen, ohne zu wissen, ob er oder sie den rechten Ton und die rechte Art findet. Und am Ende müssen Sie auch den Mut haben, ihre Fehler, auch die charakterlichen, zu korrigieren.

All dies wird sofort zu einer fast unerträglichen Zumutung, sobald man zu dem jungen Menschen, der zu einem kommt, und zu der Stelle, die ihn schickt — eben der Schule — kein Vertrauen hat. Dies Vertrauen muss in gegenseitiger Arbeit und Aussprache erworben werden. Ich glaube aber, dass es Ihre und unsere dringende Aufgabe ist, diese Arbeit immer wieder zu leisten und neu zu gestalten. Wir sind sicher erst am Anfang, und beide Teile müssen noch viel lernen auf diesem Weg. Wenn man es aber redlichen Sinnes in Angriff nimmt, muss es auch gelingen. Denn wenn Menschen, die an leitenden Erzieherposten stehen, eine solche Zusammenarbeit nicht zustande bringen, wer soll es denn überhaupt können? Es wäre ein grosses Armutzeugnis für uns und für Sie....

Zurück zu unserer Ausbildung. An den Schluss unseres Kurses fügen wir eine nochmalige Theoriezeit, die auswertet, was man in der Praxis gelernt hat, und es ergänzt. Beim laufenden Kurs werden wir zum ersten Mal ein *Examen* als Abschluss anfügen, da wir erlebt haben, dass die Schülerinnen am Kursende aus lauter Zukunftsplänen in der Mitarbeit erlahmen.

Bei Theorie und Praxis sind sehr verschiedene Methoden möglich. Richtig scheinen mir alle diejenigen zu sein, die unseren Schülerinnen direkt oder indirekt klarmachen, dass Erzieherarbeit nur in ständiger, ehrlicher *Selbsterziehung* geleistet werden kann. Wenn man von Selbsterziehung redet, muss man wissen, was man sagt. Selbsterziehung geschieht nur auf dem Grund einer Weltanschauung. Nach meiner Ueberzeugung kann die Selbsterziehung, die wir zu einer so schweren Aufgabe brauchen, nur ausgerichtet sein auf das Evangelium. Nicht ein frömmelisches oder ein enges, moralistisches Evangelium, sondern auf das Evangelium des Neuen Testaments, das klar, tapfer und frei macht.

Manche von Ihnen werden sagen: Schön und gut; aber dazu kann doch solch ein Kürslein nicht erziehen, dazu ist es viel zu kurz und zu unverbindlich. — Gewiss, wir können keine reifen, fertigen Menschen und Helfer formen. Das können wir aber überhaupt nicht, auch nicht in der längsten Internatsausbildung. Wir können aber unsere jungen anvertrauten Menschen immer in der gleichen Richtung weisen, durch Belehrung, durch die Erfahrung, die sie in der Praxis an sich selbst machen, und vor allem durch das Beispiel.

Mädchen — und in anderem Sinne zwar, auch junge Männer zwischen 20 und 30 — suchen nach Formung und wollen geführt sein, allerdings sorgsam und taktvoll, nicht aufdringlich und zwänge-risch oder zänkisch. Man muss ihnen von innen heraus ihre Freiheit lassen und ihnen zutrauen, dass sie an sich arbeiten wollen. Aber zurecht-kneten darf man heutige junge Leute niemals, man erreicht just das Gegenteil von dem, was man anstrebt.

Auch als Ausgebildete bleiben unsere Schülerinnen selbstverständlich Anfängerinnen, junge, suchende Menschen. Aber wenn etwas von dem, was wir mit dem Kurs erreichen wollen, ihnen klar geworden ist, werden sie versuchen, sich zu bewähren im Einsatz der ganzen Persönlichkeit, in immer neuer Selbstkorrektur. Natürlich gibt es auch solche, die sich anders entwickeln als wir gerne sähen. Manchmal sind die idealen Triebkräfte, die in diesen Beruf geführt haben, schwächer als die Trägerin meinte, oder sie waren überhaupt nicht so ideal, sie entpuppten sich als Ehrgeiz und sozialen Aufstiegswillen. Dann ist es eben Sache ihrer Vorgesetzten und Mitarbeiter, den Dienst der Erziehung in Tapferkeit auch an den Erwachsenen weiter zu leisten, oder aber ihnen in einen andern Beruf hinein zu helfen.

*

Kurz einige Worte über die *Stellen*, in denen unsere Ehemaligen sich bewährt haben: Es sind in erster Linie Heime für verwahrloste Kinder, dann Ferien- und Erholungsheime und auch Schwachsinnigenanstalten.

Die zahlreichen Anfragen von Gefährdeten und Jugendlichenanstalten sind schwerer zu befriedigen. Diese besonders schwere Arbeit ist allzu jungen Mädchen meist zu belastend, aber z. B. sind gegenwärtig zwei ältere des letzten Kurses mit Erfolg in solchen Häusern tätig.

Ein äusserer Grund kommt dazu: Jugendheim brauchen weniger Erziehungshelferinnen als Berufsleute. Wir haben zwar fast in jedem Kurs eine Gärtnerin, einige Schneiderinnen, eine Köchin, aber immer viel zu wenig für die zahlreichen Anfragen. Aber nicht nur im Kurs fehlen uns die gewerblich Ausgebildeten. So und so oft suchen wir auf dem Arbeitsamt nach jungen ausgebildeten Schneiderinnen, Wäscheschneiderinnen, Glätterinnen usw., die Lust hätten, in einer Anstalt zu arbeiten. Fast immer ohne Erfolg: Die Mädchen, die ein Gewerbe erlernen, sind kaum zu finden, z. B. in der Glätterei. Hier ist ein wunder Punkt, an dem keine Schule, sondern an dem eine noch nicht abzusehende Berufsentwicklung schuld ist.

Wenn wir nun eine Tochter veranlassen wollen, zuerst einen gewerblichen Beruf zu erlernen und sich nachher noch erzieherisch auszubilden, machen wir uns klar, was wir verlangen: eine Ausbildung von 5—6 Jahren; nachher wartet auf sie ein zwar innerlich reicher, äusserlich aber nicht besonders ergiebiger Beruf.

Viele Eltern denken heute vorwiegend materialistisch: möglichst kurze Ausbildung, möglichst hoher Lohn, kurze Arbeitszeit. Wie kann bei einer solchen Einstellung Verständnis für Anstaltsarbeit erwartet werden?

*

Kurz ein Wort zum Problem: Gehilfin oder Leiterin. Es ist selbstverständlich, dass man zuerst Soldat und nachher Offizier wird. Das Offizierwerden haben wir bisher der Einsicht der Einzelnen überlassen. Aber die Anregung von Herrn Müller in seinen Thesen, eventuell Leiterinnen-Fortbildungskurse für in der Praxis bewährte Gehilfinnen, ist sicher der Prüfung wert.

*

Wir sprachen von Methode und Ziel der Ausbildung. Sehen wir uns noch das Material an, das zur Verfügung steht, die *angehenden Schülerinnen*.

Die Schülerinnen unseres Kurses kommen zu einem Drittel aus der Stadt, zu zwei Dritteln vom Land, darunter stets einige, die jahrelang in Haushalt- und auch Anstaltsarbeit tätig waren. Es kommen eigentlich alle mit einem grossen Idealismus, mit dem Wunsch, leidenden Menschen und vor allem Kindern zu helfen. Schätzen wir diesen Idealismus nicht zu gering ein: er wird vielleicht einmal zu den Flügeln, die über die schwersten Erfahrungen hinwegtragen.

Sicher steckt Helferwille in den meisten jungen Mädchen; aber ein wirklich zuverlässiger Führer wird er erst in denjenigen, die die Mitte der Zwanzigerjahre überschritten haben. Vorher sind sie zu stark mit sich und ihrem persönlichen Schicksal beschäftigt.

Es wird den Schulen vorgeworfen, sie wählen nicht sorgfältig genug aus. Nun, die meisten unserer Schülerinnen kommen durch irgend eine Berufsberatung. Eine gewisse Vorauswahl ist also schon getroffen. Aber: die Auswahl ist gar nicht so gross. Heute machen andere Berufe Jagd auf

die jungen Mädchen: Kindergärtnerinnen, Primarlehrerinnen, Sekundarlehrerinnen stehen hoch im Kurs, Arbeitslehrerinnen sind sehr gesucht. Sekretärinnen werden wieder, nach 1—2jähriger Ausbildung, mit hohen Löhnen, ab Fr. 400.— oder 500.—, eingestellt. Und dann die innig geliebten Berufe mit technisch-medizinischem Einschlag: Laborantin, Röntgenfräulein, Zahnarztgehilfin usw. Vielleicht bedeuten sie für die Mädchen das gleiche wie für die Buben der Mechanikerberuf. Jedenfalls stürzen sie darauf los wie die Fliegen auf den Sirup.

Der Beruf der Anstaltsgehilfin, abgesehen vom kleineren Barlohn, von der längeren Arbeitszeit, hat noch den in den Augen vieler Mütter ausschlaggebenden Nachteil, dass die Tochter nicht im Hause wohnt und ihr ab und zu an die Hand gehen oder von ihr verwöhnt werden kann.

*

Tatsache ist, dass wir zu wenig ausgebildete Kräfte den Anstalten zur Verfügung stellen können. Wie kann diesem Misstand begegnet werden? Das ist wohl die eigentlich objektive Frage, die wir hier zusammen zu lösen haben. Ich möchte Ihnen zum Schluss folgende *Vorschläge* unterbreiten:

Der *Beruf* derer, die in den Anstalten arbeiten, muss in der *Oeffentlichkeit besser bekanntgemacht* werden durch Vorträge, Reportagen, Schriften, was auch immer. Man muss das an ihm ins Licht setzen, was seinen eigentlichen Wert ausmacht, den inneren Gehalt. Und man muss natürlich auch anständige äussere Bedingungen gewährleisten können.

Ferner sollte der *Kontakt mit dem Berufsberaterverband* aufgenommen werden. Die Berufsberater sind heutzutage mächtiger als man weiss, und können die Volksmeinung ein wenig nach ihrer Ueberzeugung lenken.

Appell an die Lehrerseminare resp. Erziehungsdirektionen sollte erfolgen, die Bedürfnisse der Anstalten bei der Ausbildung der Primar-, Sekundar-, Real-, Arbeits- und Haushaltungslehrerinnen *auch* zu berücksichtigen.

Die Ausbildung soll sukzessive so ausgebaut werden, dass sie den Bedürfnissen der guten fortschrittlichen Anstalten genügt.

Die *Schulen* aber, das möchte ich noch einmal unterstreichen, sollte man niemals abschaffen wollen, auch wenn man es ganz radikal meint, und zwar darum nicht: Es muss ein neutrales Zwischenglied da sein zwischen Arbeitgebern und den Eltern der angehenden Arbeitnehmer oder diesen selbst: in Berufen, in denen es um Erziehung, um Eingreifen in die persönlichen Sphären des jungen Menschen geht, dürften in Kürze die schwersten Konflikte auftreten, wenn der künftige Arbeitgeber die Ausbildung selbst an die Hand nimmt.

Eine Schule aber, die einmal das Vertrauen weiterer Kreise hat, kann sich ihre Leute auswählen. Es liegt auch in Ihrem Interesse sehr viel daran, dass Sie uns helfen, solche Schulen zu werden.

M. Bieder, Basel.

III.

Referat von Arnold Schneider, Hausvater im bürgerlichen Waisenhaus in Basel

Wenn ich mich im folgenden der Aufgabe unterziehe, zu Ihnen über «Zusammenarbeit von Heimen und Schulen in der Ausbildung von Heimern» zu sprechen, so bin ich mir der Gefahr wohl bewusst, von beiden Seiten missverstanden zu werden.

Die Leitungen der Schulen von Zürich und Basel werden sich im Stillen denken: «Seltsam, so oft haben wir ihm eine Praktikantin anvertraut, so oft sind wir mit ihm ins Gespräch gekommen, und nichts hat darauf hingedeutet, dass er mit unserem Ausbildungsziel und mit unserer Ausbildungsmethode nicht einverstanden ist», — meine werden Kollegen werden etwas lauter zum Ausdruck bringen: «Jetzt haben zwei Vertreterinnen von Schulen ihre einseitige Meinung vorgebracht, hoffentlich zeigt er ebensoklar und unmissverständlich, dass wir Anstaltsleiter mit der heutigen Ausbildungspraxis an den Schulen von Zürich und von Basel — denn um diese beiden Zentren handelt es sich ja zur Hauptsache — nicht zufrieden sind, ja dass wir mit Nachdruck von den Schulen fordern müssen, sich weitgehend unsern Wünschen anzupassen».

Zufällig feiern die Kantone Zürich und Basel im gleichen Jahr ein grosses patriotisches Fest, Zürich das Jubiläum des Eintritts in den Schweizerbund vor 600 Jahren, Basel das Jubiläum des Eintritts in das Eidgenössische Staatswesen vor 450 Jahren.

Im Bundesbrief von 1501 findet sich die neue und eigentümliche Bestimmung, die Basel bei innerer Entzweiung unter den mit ihr verbündeten eidgenössischen Orten eine neutrale Haltung und die schöne politische Aufgabe der freundlichen Vermittlung zwischen den streitenden Brüdern überband. In diesem Sinne der Vermittlung möchte ich meine Ausführungen verstanden wissen.

Unser Verbandspräsident hat in der Mai-Nummer des «Fachblattes für Schweiz. Anstaltswesen» die Wünsche und die Beanstandungen der Heimleiter und der Schulleitungen zusammengestellt. Bevor ich auf einzelne dieser Punkte eintrete, möchte ich versuchen, vom Rande her dem Hauptproblem des gegenseitigen Nichtverstehens näherzukommen.

Sie alle kennen das beliebte und so abgedroschene Schlagwort von «Theorie und Praxis». Wie gerne pochen wir darauf — nicht nur im Bereich der Anstaltserziehung —, wie gerne pochen wir darauf, Praktiker zu sein, die Sache mit gesundem Menschenverstand anzupacken, und wie gerne neigen wir dazu, auf alle Theoretiker mit-leidig herabzusehen.

Zu allen Zeiten mussten es sich die Schulen gefallen lassen, dass über ihre Zielsetzung und über ihre Methoden diskutiert wurde. Auch heute erheben sich in allen Lagern mächtige Stimmen, die nach Beschränkung der Wissenvermittlung

rufen. «Erzieht mehr in der Schule und trichtert den Kindern weniger Wissensballast ein», wird den Rektoren und den Lehrern immer wieder an den Kopf geschleudert. Dieser Ruf scheint mir für alle Schulstufen und Schularten Berechtigung zu haben, auch für die Schule für Soziale Arbeit. (Wenn ich im folgenden diesen Ausdruck gebrauche, so verstehe ich darunter zur Hauptsache Zürich und Basel; die Bezeichnung Erzieher schliesst auch die Erzieherin ein.)

Was erwartet der Heimleiter von den Absolventen einer Schule für Soziale Arbeit?

Bevor sich auf diese Frage eine Antwort finden lässt, gilt es zu präzisieren: Welcher Heimleiter?

Engen wir den Kreis unserer Wünschsteller ein und betrachten wir die Gilde der Waisenväter, die sich ja vor einem Jahr zu einem besonderen Unterverband zusammengeschlossen haben.

Ich kann mir einen meiner Kollegen vorstellen, der sich eifrig mit der Frage der Persönlichkeits-Erforschung befasst und sich deshalb einen Mitarbeiter wünscht, der fähig ist, die über das Kind gemachten Beobachtungen formgerecht festzuhalten. Ich kann mir einen andern Kollegen vorstellen, der auf Führungsberichte über Kinder pfeift und grossen Wert darauf legt, dass sein Erzieher ein Meister im Gestalten der Freizeit ist, — ich kann mir vorstellen, dass in einem kleinen Waisenhaus — ich denke an 30 bis 40 Kinder — der Waisenvater nicht eine allzu selbständige Mitarbeiterin möchte, wogegen ich als Vorsteher eines grösseren Hauses auf die selbständige Arbeit meiner nächsten Mitarbeiter grösstes Gewicht lege.

Ich bin ausführlich auf diese Umstände eingegangen, um die Wichtigkeit einer soliden Grundhaltung darzutun. Denn über diesen vielen Sonderwünschen können und müssen wir uns sicher alle auf einer höheren Ebene finden.

Herr Bolli vom Pestalozziheim Pfäffikon hat anlässlich der Frühlingstagung des Zürcher Kantonalverbandes sehr nett und prägnant seine Wünsche formuliert, Wünsche, die sich weitgehend mit den meinigen decken.

Wir brauchen Erzieher,

die eine frohe Jugendzeit hinter sich haben, die selber erzogen sind, die nicht schon mit 25 Jahren, sondern erst mit ihrem Tod ausgelernt haben.

Wir brauchen Erzieher,

denen die Entwicklung und die Förderung der ihnen anvertrauten Kinder und nicht ihr Geltungstrieb am Herzen liegt,

die über den technischen Schwierigkeiten der Haus- und Flickarbeiten stehen und trotz dieser Arbeitsbelastung Zeit für das Kind finden, die nicht mit Worten, sondern mit ihrem Beispiel erziehen.

Wir brauchen Erzieher,
die bereit sind, ihr eigenes Ich hintenan zu stellen und sich mit den Mitarbeitern zu vertragen,
die dem Heim und die ihren Vorgesetzten Treue halten,
die eine feste innere Ueberzeugung haben, die für mich vom Glauben her, für andere vielleicht von einer Weltanschauung her, untermauert sein muss,
kurzum, wir brauchen Erzieher, die ihren Beruf als Berufung betrachten und nicht als Lohnquelle.

Können die Schulen von Zürich und Basel diese Grundvoraussetzungen in 1¹/₄ oder in 2 Jahren schaffen? Nein!

Werden es reorganisierte Schulen schaffen können? Nein!

Die Jugendzeit, in der die Schüler ihre Prägung erhalten haben, liegt weit zurück im Moment, wo die Schule auf den Plan tritt. Die Schule kann nur Ansätze, die vorhanden sind, entwickeln. Wenn die Schulen nur auf den eben erwähnten Grundvoraussetzungen aufbauen können, ist es für sie umso wichtiger, dem Problem der Auslese das Hauptaugenmerk zu schenken. Herr Prof. Moor führt in seinem Artikel in der April-Nummer unseres Fachblattes treffend aus, dass sich die Ausbildung eines Erziehers in einem Dreischritt zu vollziehen habe (ich zitiere): «in praktischer Erziehungsarbeit lernt er Fragen und Nöte kennen; in einer theoretischen Ausbildung dringt er klärend und ordnend in die Aufgaben ein; zurückgekehrt in die praktische Arbeit lernt er an der Hand eines erfahrenen Erziehers der wirklichen Aufgabe zu dienen».

In welchem Zeitmass soll der erste Schritt getan werden? Genügt ein vierteljähriges Vorpraktikum? Meiner Meinung nach, nicht. Es sollte zum mindesten ein halb- bis ganzjähriges Vorpraktikum beim Eintritt in die Schule verlangt werden.

Wesentlich mitentscheidend zur Aufnahme in eine Schule sollte der Bericht des Heimleiters sein. Dieser wird Gelegenheit haben, die charakterlichen Eigenschaften des zukünftigen Schülers zu beurteilen, und er soll sich bewusst sein, dass er mit seinem Urteil eine grosse Verantwortung der Schule, aber auch seinen Kollegen gegenüber auf sich nimmt. Vielleicht könnte gerade in einem solchen Vorpraktikum die Schülerin gewisse hauswirtschaftliche und flicktechnische Fähigkeiten vervollkommen.

Es wird wohl niemand unter uns ernstlich behaupten wollen, dass die Ausbildung einer Heimleiterin keine Notwendigkeit darstelle. Es werden aber unsere Meinungen sofort auseinander gehen, wenn wir uns über die Menge und über die Verteilung des Stoffes einigen sollten.

Basel legt sich schon in der Benennung seiner Kurse «Kurse zur Ausbildung von Anstaltsgehilfinnen» gewisse Schranken auf. Zürich setzt seine Erwartungen höher und bildet Heimleiterinnen und Heimerzieherinnen aus. Es scheint mir, so sehr ich mich um das nötige Verständnis bemühe, nicht leicht möglich, dass die Ausbildung einer

Leiterin und einer Erzieherin im gleichen Kurs nebeneinander Platz hat. Es versteht sich von selbst, dass die theoretische Ausbildung einer Leiterin umfassender, auf vielen Gebieten tieferschürfender sein sollte als die einer Erzieherin.

Liegt nicht gerade in diesem Nebeneinander eine gefährliche Klippe? Werden nicht im Bestreben nach vollendeter theoretischer Ausbildung im Hinblick auf die Aufgaben einer Heimleiterin gewisse Fächer auf einer Höhe dargeboten, wo es vielen Schülern schwer fällt, geistig mitzukommen, und rührt nicht daher oft ein Halbwissen in Pädagogik und in Psychologie, mit dem sich gewisse Absolventen Blößen geben, ja lächerlich machen?

Vielleicht liegt ein Plus des Basler Kurses darin, dass nirgends der Anschein erweckt wird, als handle es sich bei der theoretischen Ausbildung um Universitätsvorlesungen (bei dieser Spitzenformulierung nehme ich gerne zu dem schon angeführten Artikel von Herrn Prof. Moor Zuflucht, wo er sagt: «Sind wir bereit, dem andern zuzugestehen, auch einmal einen Fehler machen zu dürfen, ohne dass deswegen gleich der Stab über ihn gebrochen werden müsste, wo es jeder wagen darf, dem andern auch einmal am Zeug zu flicken, ohne ihn deswegen erst anfragen zu müssen?»), wo es sich also nicht um Hochschulvorlesungen handelt, und wo in selteneren Fällen Absolventen dieser Kurse gerade auf ihre theoretische Ausbildung pochen.

Versuchen wir uns klar zu werden, wo wir stehen.

Wir sind davon ausgegangen, welche Grundvoraussetzungen eine Erzieherin in sich tragen sollte, wir haben gesehen, dass wir nicht die Schule, sondern in erster Linie die Schülerin für ihre charakterliche Reife verantwortlich machen müssen, wir haben postuliert, dass ein ausreichendes Vorpraktikum dem Eintritt in die Schule voraus zu gehen habe, wir sind uns einig, dass die theoretische Ausbildung eine Notwendigkeit darstellt, und dass demzufolge die Schule ihre Hauptaufgabe darin sehen muss, die Theorie in verständlicher Weise an die Schüler weiterzugeben.

Der letzte Punkt entspricht der zweiten Phase in Moors Formulierung vom Dreischritt.

Wenden wir uns der letzten Stufe zu, wo der Schüler in der Praxis der wirklichen Aufgabe dienen lernen sollte. Es steht wohl ausser Diskussion, dass die Schule für das Heim da ist und nicht umgekehrt. Wir werden uns auch darin einig sein, dass der Schwerpunkt der Ausbildung nicht in der Theorie, vielmehr in der Praxis zu liegen hat. Die Schulleitung wird bei der Auswahl der Praktikumsleiter (Praktikumsorte) vor allem darauf sehen, dass die dortige Auffassung und Methode der Arbeit mit dem Ausbildungsziel der Schule Hand in Hand geht.

Wie stark kommt es aber im konkreten Fall darauf an, in welchem Geist der Schüler an sein Praktikum herantritt, in der Haltung eines Fortschritt-Apostels oder in Bescheidenheit und im Wissen, dass ein neuer Abschnitt der Lehrzeit beginnt.

Wir Heimleiter sind uns klar, dass wir es nicht mit fertigen Erziehern zu tun haben, und wir sind bereit, das Unsrige zur Förderung beizutragen, aber wir müssen voraussetzen, dass wir Schüler mit einem aufnahmebereiten Herz vor uns haben.

Und nun tritt das Menschliche, allzu Menschliche auf den Plan. Da sind Sie als Vertreterinnen der Schule, da stehen wir Heimleiter, beide mit ihren stark ausgeprägten Eigenheiten, zwischen uns befinden sich die Schülerinnen, gewisse begeistert von der eben genossenen Theorie und voller Idealismus, gewisse etwas gelangweilt vom allzu theoretischen Unterricht und danach brennend, in der Arbeit zu zeigen, dass ihnen das Praktische eher liegt als das Abfassen eines schriftlichen Berichtes, in der Mehrzahl schwankend und nach einem innern Halt tastend, in ihrer Unruhe Formulierungen der Schulleitungen zum Hausvater und Aussprüche des Hausvaters zur Schulleitung tragend.

Die Schule hat stets das ideale Heim, den idealen Heimleiter und den idealen Praktikumsleiter vor Augen, die Schule vertritt die kristallisierte, sublimierte Erziehungsweisheit; der Heimleiter ist durch die Realitäten des Alltags vielleicht müde geworden, hat sich, um überhaupt etwas zu erreichen, zu Kompromissen entschliessen müssen, ist zu einer erzieherischen Haltung gekommen, die nicht mehr in allen Punkten den Idealen der Schule entspricht. Es ist sehr leicht, den Stab über einem Müde gewordenen zu brechen.

Prof. Moor ruft uns zu: «Das Recht des historisch Gewordenen und des menschlich Möglichen hat grösseres Gewicht als das grundsätzlich Richtige und das ideell Gebotene».

Meine sehr verehrten Freunde, ich komme zum Schluss meiner Ausführungen und fasse nochmals zusammen: Die Notwendigkeit der theoretischen Ausbildung des Heimerziehers an einer geeigneten Schule ist unbestritten.

Bei der Auslese der Kandidaten ist grösseres Gewicht auf die charakterliche Reife als auf äusseres Wissen zu legen.

Es sind in einem Grundkurs die Schüler theoretisch intensiv zu fördern, aber nicht zu übersättigen.

Dem Erfassen und Verarbeiten des Dargebotenen ist vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Weiterbildung des Erziehers ist ein gemeinsames Anliegen der Schulen und des VSA.

Die Frage, ob diese Weiterbildungskurse zentral oder regional durchgeführt werden sollen, kann vorläufig offen gelassen werden.

Neben den Weiterbildungskursen sind in der gleichen Art auch Spezialkurse aufzuziehen. Ich denke an Bastelkurse, unterteilt nach Erfordernissen eines Mädchen- und eines Knabenheimes, an Kurse für Singen, Kurse für Volkstanz usw. Ich denke aber auch an Kurse für alle jene Mitarbeiter im Heim, die nicht die Möglichkeit hatten, sich von einer Schule ausbilden zu lassen. Die Ausbildung zum Heimleiter ist von der Ausbildung zum Heimerzieher zu trennen, eventuell in Verbindung mit dem Heilpädagogischen Seminar durchzuführen. Voraussetzung zur Aufnahme in einen Leiter-Ausbildungskurs ist ein mehrjähriges erfolgreiches Wirken als Erzieher.

Damit die Schulen nicht mit der vielgestaltigen Masse der Heimleiter zu verhandeln haben, ist es ratsam, einen sogenannten *Bildungsausschuss* zu bestimmen, der innerhalb des VSA den Ausbildungsfragen seine besondere Aufmerksamkeit schenken soll.

Meine werten Freunde, in der Erziehung gilt vergessen. Das Vertrauen zu einzelnen Persönlichkeiten der Schulleitungen, die bis jetzt aus Ueberzeugung sicher nur das Beste gewollt haben, ist aus verschiedenen Ursachen vielleicht beim einen oder andern Heimleiter geschwunden. Sprechen wir uns in der Diskussion aus.

Ich habe mir Mühe gegeben, keine Einzelheiten breitzuschlagen, Einzelheiten, die zu Missverständnissen und zum Vertrauensschwund beigetragen haben.

Wir alle, ob Schulleitung, ob Hauseltern, haben ein gemeinsames Ziel: Durch besseres Erziehungspersonal den uns anvertrauten Kindern und Jugendlichen weiterzuhelfen.

Es soll unsere gemeinsame Anstrengung sein, alles zu unternehmen, damit sich mehr junge Leute für unsere schwere, oft entsagungsvolle und doch immer wieder schöne Aufgabe finden lassen. Von unsern Erziehern verlangen wir, dass sie ihr Ich hintenanstellen. Prüfen wir uns in der Diskussion, ob wir ihnen mit gutem Beispiel vorangehen.

Meine Freunde, unsere Aufgabe ist zu gross und zu verantwortungsvoll, als dass wir es uns leisten dürfen, gegeneinander zu arbeiten. Fassen wir zueinander neues Vertrauen.

Arnold Schneider.

IV.

Referat von Adolf Zwahlen, Landheim Brüttisellen

Das Problem, das uns heute bewegt, ist zweifellos so alt wie unser mehr als hundertjähriger Verein. Unsere grossen Vorkämpfer im Beruf: Pestalozzi, Fellenberg, Kuratle, Wehrli u. a. haben sich zu ihrer Zeit schon sehr intensiv mit der Heranbildung von tüchtigen Kräften für den Dienst in der sog. Armenerziehung befasst. Was auf dem Hofwyl und in Yverdon geleistet wurde, dürfte vielleicht in mancher Hinsicht für uns zum

Vorbild dienen. Wieviele wissen jetzt noch, dass in der Bächtelen bei Bern von 1862 bis 1871 als Filiale des Heims ein «Armenlehrer-Seminar» betrieben wurde? . . .

Die älteren Kollegen unter uns wissen zu erzählen, wie einzelne Heime und Vorsteher-Familien für die Berufsbildung innerhalb des Erzieherstandes zum Begriff geworden sind. Denken wir nur an Beuggen.

Aber auch heute noch wird bestimmt von vielen Hausmüttern und Hausvätern da und dort für die Ausbildung des Berufsnachwuchses im Stillen Grosses geleistet. Ich möchte nur erinnern an die Arbeit von Herrn Dir. Zeltner im Albisbrunn, der sogar auch Kurse im Heim veranstaltete. Das Heer der Praktikantinnen und Praktikanten, das im Verlaufe der Jahrzehnte durch alle Heime gezogen ist, muss jedenfalls auch erwähnt werden.

Es wird also immer noch geschafft in Sachen Personal-Bildung — und doch stecken wir jetzt in einem «Malaise» drin, über dessen tieferen Grund unsere alten Pioniere ziemlich sicher den Kopf schütteln würden.

Meines Erachtens beruht nämlich der ganze, heute zur Diskussion stehende Misstand zum grössten Teil auf der eigenartigen Tatsache, dass wir lange Zeit in unserem Beruf zu wenig zusammengearbeitet und dringende Gemeinschaftsaufgaben dem Zufall oder dem Staate überlassen haben. Wie ganz anders packten wirtschaftliche Berufsgruppen dasselbe Problem doch an. Ich denke an die Hotelfachschule, die Schulen der Kaufmännischen Vereine, die Molkerei-, Gartenbau- und Geflügelzuchtsschulen. Ueberall mussten sich die interessierten Verbände und initiative Einzelpersonen im Hinblick auf die Hebung ihres Berufsstandes umtun, etwas wagen und einsetzen — und wohl erst nachher kam dann der Staat mit seiner Anerkennung und Hilfe. Es dürfte geradezu einzig dastehen, wenn sich ausgerechnet auf dem Gebiet des Anstaltswesens sozusagen Aussehenstehende mit der Auswahl und der systematischen Ausbildung des Nachwuchses befassen, anstatt der Berufsverband selber. Nun dürfen wir uns aber darüber gerechterweise nicht einmal beklagen. Denn wohin hätte es geführt, wenn auch diese Bildungsmöglichkeiten nicht vorhanden gewesen wären?

In der täglichen Ausübung unseres Berufes sind wir uns dessen gewohnt, Freude zu empfinden über jede noch so bescheidene Hilfe von aussen. So wäre es Undank, wenn wir heute nicht anerkennen wollten, was in all den vergangenen Jahren die Schulen in Zürich und Basel und auch das Heilpädagogische Seminar für uns Wertvolles geleistet haben. Es gehört sich vielmehr, dass wir jetzt ganz offiziell diesen Bildungsstätten unseren herzlichen Dank aussprechen für das Gute, das sie je und je für uns und unsere Sache geleistet haben.

Anlässlich von Vorbesprechungen und von Regional-Tagungen wurden die Differenzen zwischen Schulen und Heimen eingehend erörtert. Unser Präsident hat in einer knappen Zusammenfassung im Fachblatt die Standpunkte von hüten und drüben treffend einander gegenübergestellt. Wir wissen jetzt also, was missraten ist. Gehen wir daher mutig ans Ausebnen und suchen wir vielleicht auch etwas neuen Samen hervor...!

So viel ist sicher, dass wir von unserem Berufsstande her nicht länger so passiv beiseite stehen können, wo es um die Sache unserer zukünftigen Mitarbeiter und unserer eigenen Nachfolger geht. Wir dürfen uns nicht weiterhin auf andere

verlassen und aufs Schimpfen verlegen, sondern müssen uns vielmehr ermannen und ernsthaft den Weg suchen, der zu einer wirklich erspriesslicheren Bildungsarbeit auch in unserem Berufe führt.

Unser bewährter Herr Prof. Moor, der Leiter des heilpädagogischen Seminars in Zürich und Kursleiter des Hilfsverbandes für Schwererziehbare, hat an der Vorbesprechung in Zürich und in seinem Artikel im Fachblatt m. E. die richtigen Worte gefunden und jedenfalls vielen von uns aus dem Herzen gesprochen. Es muss uns besonders freuen, wenn gerade er als Schulleiter klärend und vermittelnd eingreift. Gerade er, der im Dienste der Wissenschaft heute in vorderster Reihe steht, findet auch das versöhnliche Wort von der Notwendigkeit der Zusammenarbeit zwischen Schule und Heim. Gerade er, der selber aus der Praxis hervorgegangen ist und aus der Praxis schöpft, empfindet es doch als selbstverständlich, dass die Schule dem Heim zu dienen hat und nicht umgekehrt. Gerade er als Gelehrter von Ruf wagt es, zu sagen, dass in der Ausbildung der Heimerzieher der Schwerpunkt in der Praxis und nicht etwa in der Theorie zu liegen habe. Dies klingt wie ein Weckruf und Appell an die Ohren von uns Praktikern.

Ein unvergessliches persönliches Erlebnis ist schuld daran, dass ich nicht auskneifen konnte, als mich unser Präsident zum Reden aufforderte — bei ihm lernte ich ja seinerzeit gehorchen —:

Als wegsuchender junger Praktikant, dem für die theoretische Ausbildung damals in der Heimat aus finanziellen und andern Gründen keine Möglichkeiten offen standen, kam ich durch seine Vermittlung im Jahre 1937 nach Dänemark. Dieses kleine, aber fortschrittliche Land weist in vielem ähnliche Verhältnisse auf wie die Schweiz. Besonders aber auf dem Gebiete des Fürsorge- und Anstaltswesens können wir dort viel Brauchbares lernen. Dort fand ich ganz zufällig einen Weg für mich persönlich — und das wurde mein grosses Erlebnis, das mich heute noch verpflichtet:

Drei Jahre vorher hatte *Forstander Ludvig Beck* — der dänische Pestalozzi — wie ich ihn am liebsten nennen möchte — in Hindholm die sogen. «Volkshochschule des Kindes» gegründet. Ich hörte davon und machte einen rekognoszierenden Besuch in dieser neuen Schule. Ich war sofort derart beeindruckt, dass ich mich ohne langes Besinnen für die Teilnahme am damals nur 3monatigen konzentrierten Sommerkurs meldete.

Für mich ist es heute noch fast wie ein Wunder, daran zu denken, was diese 3 Monate mir zu geben vermochten — mir, dem Fremden. Der Mann, der Hindholm geschaffen hat — der als Theologe zuerst Seminardirektor und dann aber nacheinander Leiter von drei Erziehungsanstalten wurde, aus denen er moderne Heime machte — der war ein grosser Praktiker und feuriger Idealist zugleich. Er schloss mit der Gründung und Inbetriebsetzung dieser besonderen Volkshochschule für das aktive Heim-Personal ein überaus segensreiches Lebenswerk ab. Seine Freunde in den Heimen des Landes — meist ehemalige Mitarbeiter — halfen ihm. Eine prächtige Frau stand

dem greisen Pionier zur Seite. Der Staat war anfänglich zurückhaltend, liess sich aber noch zu Lebzeiten Becks zur vollen Anerkennung und Unterstützung dieser Schule herbei.

Mich hat vor allem der Geist und die Atmosphäre in dieser Schule gepackt. Ich höre jetzt noch den silberhaarigen Freund der verwahrlosten Jugend, wie er uns immer wieder ermahnte, ja *das Kind* in allem zuerst vor Augen zu haben und nicht etwa das Buch! Er wollte uns hinabsteigen und *dienend* in handgreiflich praktische Arbeit hineinknien sehen. Immer betonte er, dass der Erzieherberuf in allererster Linie ein rein praktischer Beruf sei — auf die eigene Lebentüchtigkeit des Erziehers und sein Vorbild komme es vor allem an. Sodann war ich beeindruckt davon, wie gerade das tagtägliche Zusammenleben von Schulleiter, Lehrern und Schülern im geschlossenen Haushalt ganz aussergewöhnlich gemeinschaftserziehend wirkte. Den grössten Teil der Haus- und Gartenarbeiten besorgten wir selber. Aus dem praktischen Leben schöpften auch die von auswärts beigezogenen Lehrkräfte — der Arzt und die Kinderpsychiaterin. Die ca. 20 männlichen und weiblichen Kursteilnehmer waren fast ausnahmslos von Heimen delegiert und empfohlen worden. Schon dieser Umstand verlieh der ganzen Arbeitsgemeinschaft einen besonderen Ernst und Rückhalt.

Ich wunderte mich nicht, dass diese Schule bald einmal zum geistigen Zentrum des dänischen Erziehungsheim-Wesens wurde. Neben den Hauptkursen folgten sich parallel beständig Spezialkurse. Nämlich solche für Handfertigkeit, Kindergärtnerinnen, Bibliothekführung usw., nicht zu reden von Versammlungen und Veranstaltungen aller Art.

Beck ist im Jahre 1948 im Alter von 81 Jahren gestorben. Viele von uns haben ihn gekannt. In Rapperswil war er noch unter uns. Er suchte zuletzt gerade noch speziell den beruflichen Ideenaustausch zwischen Dänemark und dem Lande seines grossen Meisters Pestalozzi zu fördern. Seine Schule lebt weiter. Jetzt wird sie sogar erweitert. Die Bedürfnisse sind offenbar gewachsen. Die Schülerzahlen steigen an. Soviel mir bekannt ist, basiert die Ausbildung heute auf einem 5monatigen Grundkurs, auf den nach einer jahrelangen Bewährung in der Praxis dann erst ein ebenfalls 5monatiger Abschlusskurs folgt. Genau bin ich aber nicht mehr orientiert.

Und nun — und damit schliesst sich für mich der Gedankenkreis — bin ich fest davon überzeugt, dass wir in der gegenwärtigen Verlegenheit von unseren dänischen Kollegen etwas lernen könnten. Dabei denke ich keineswegs an die genaue Nachbildung von Hindholm. Aber doch glaube ich, dass die Lösung, die im ähnlichen Lande so sehr den Bedürfnissen der Heime dient, für uns wenigstens richtungsweisend sein kann.

Dass dem so ist, bin ich sogar in der Lage, ein Stück weit zu beweisen: Viele von Ihnen wissen, dass seit 5 Jahren jeden Herbst ein nur einwöchiger sog. *Weiterbildungskurs für Heim-Personal* durchgeführt wird. Diese Kurse stellen in

gewissem Sinne ein Experiment über die Verwendbarkeit der Hindholm-Idee für Schweizer Verhältnisse dar.

Ins Leben gerufen von einem Kreis von Interessenten, ohne sich auf eine eigentliche Organisation oder gar auf staatliche Hilfe zu stützen, wurden diese Kurse speziell für unsere aktiven Helferinnen und Werkführer arrangiert. Die Leitung liegt fast ausschliesslich in Händen von Praktikern. Dass das bewährte Haus-Elternpaar Leu aus Basel sich seit drei Jahren der Sache zur Verfügung stellt, ist besonders als glücklich zu bezeichnen. Als Kurseltern verstehen sie es ausgezeichnet, sofort die besondere Atmosphäre zu schaffen, die für ein erspriessliches Zusammenleben und -arbeiten nötig ist. Die Kursteilnehmer wohnten zweimal in einer Jugendherberge, einmal in einem Ferienheim, einmal in einem Landgasthaus und einmal in einem städtischen Hospiz zusammen. Obwohl diese Unterkünfte z. T. reichlich improvisiert waren, betonten die Teilnehmer immer wieder neu, was gerade dieses Zusammenleben mit den Kurseltern im selben Hause für sie bedeutet hat. Das Fachblatt hat je und je über die Kurse eingehend rapportiert. Ich lasse noch Zahlen reden:

		Totalkosten ca.
1946 Fällanden	18 Teilnehmer	Fr. 610.—
1947 Wildhaus	17 Teilnehmer	Fr. 850.—
1948 Kloten	16 Teilnehmer	Fr. 936.—
1949 Brugg	25 Teilnehmer	Fr. 1 110.—
1950 Basel	35 Teilnehmer	Fr. 1 520.—
	111 Teilnehmer	Fr. 5 026.—

aus 11 Kantonen und 53 Heimen, im Durchschnitt Fr. 45.— für 5 Tage volle Verpflegung und Kurs-spesen. Die Kursgelder von Fr. 35.— bis Fr. 50.— wurden in den meisten Fällen von den Heimen aufgebracht. Die entstandenen kleinen Defizite haben nachträglich auf Gesuch hin übernommen: der Hilfsverband für Schwererziehbare, Hilfsverein für Geistesschwache, Pro Juventute, Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft. Der VSA hat sich bis dahin geschont!

Der Erfolg dieser ganz bescheidenen, aber von der Praxis getragenen Kurse kann als überraschend gut bezeichnet werden. Teilnehmer, die schon Schulen besucht haben, äussern sich ebenfalls sehr positiv.

Als direkte Folge des letzten Kurses ist — nebenbei bemerkt — die Gründung des *Personal-Vereines HAPV* zu nennen, der sich im Sinne einer loyalen Zusammenarbeit zwischen Heimleitern und Mitarbeiterstand als Sektion dem VSA anzuschliessen gedenkt.

Der von Herrn Dr. Meyer, Regensberg, anlässlich der Zürcher Kantonal-Tagung vom 9. April gemachte Vorschlag geht dahin, dass wir die Schulung unseres Personals möglichst selber an die Hand nehmen sollten. Dabei denkt er an eine eigentliche 3jährige Lehre, ähnlich wie in andern Berufen. Die ausgiebigen praktischen Semester in den Heimen würden unterbrochen durch mehrere Theorie-Quartale an einer eventuell regionalen Schule. Die Praxis soll jedoch die Grundlage

für die Erlernung des Erzieherhandwerks darstellen.

Herr *Bolli aus Pfäffikon* hat an derselben Tagung sehr feinsinnig über den Charakter und die Gesinnung der Erzieher-Kandidaten gesprochen. Die Kenntnisse sollen dank der richtigen Ausbildung mehr dem Auge und der Hand, d. h. der dienenden Haltung zugute kommen als bloss dem Kopf.

Die *Berner Kollegen* stehen m. W. mehr auf dem Standpunkt, dass die Ausbildung des Heimpersonals Sache des Staates sei — jedenfalls habe sie mit Hilfe des Staates kantonale oder regional vor sich zu gehen. Sie sind sicher mit Recht stolz auf ihre 100%ig funktionierenden alljährlichen Kurse. *Stimmen* sind laut geworden, man solle versuchen, mit den bestehenden Schulen zusammenspannen. Was ist also zu tun?

Darüber zu beraten, sind wir nun von Bern, Basel und Zürich und von andern Orten her zur neutralen Besinnung auf die hohe Warte des Bürgerstocks zusammengeströmt. Sicher ist, dass wir alle nur das Beste wollen. Aber ebensicher ist, dass wir nur etwas Rechtes zustande bringen, wenn wir zusammenstehen.

Mir scheint es nicht richtig, abzuwarten, bis in allen Kantonen und Regionen die Bildungsarbeit an unserem Personal mit staatlicher Hilfe an die Hand genommen werden kann. Der Grundsatz, dass dem Ganzen am besten gedient sei, wenn jedes Kantönli für sich selber schaue, scheint mir gerade in dieser Sache unpassend zu sein. Unsere Arbeit ist eine ausgesprochen interkantonale. Zöglinge und Personal in unseren Heimen sind interkantonale — von den Hauseltern gar nicht zu sprechen. Das ZGB und das Jugendstrafrecht sind schweizerisch — und wir freuen uns dessen.

Ich möchte daher davon abraten, in der Ausbildung des Heim-Personals sich von vornherein zu sehr aufzusplitteln. Haben etwa nicht immer wieder die freundeidgenössischen Lösungen auch bei Bildungsstätten besonders Erfolg gehabt, z. B. auf dem Gebiet der höheren technischen Berufe oder demjenigen der Körperschulung — also die ETH oder Magglingen? Bei einer Sache, die für die Oeffentlichkeit von solcher Bedeutung ist wie die Heranbildung der Funktionäre der geschlossenen Fürsorge, sollten die Kantone auch dann zur Hilfe bereit sein, wenn . . . über die Kantongrenzen hinweggeschaut wird!

Ich möchte vielmehr aus diesen Ueberlegungen und aus den ermutigenden Erfahrungen mit den geschilderten Kurz-Kursen sehr empfehlen, vorerst eine möglichst grosszügige, den grössten Teil der Deutschschweiz umfassende Lösung ins Auge zu fassen. Wenn es später nötig wird, so kann immer noch aufgeteilt und spezialisiert werden. Besser eine Sache, die richtig betrieben werden kann, als mehrere enge, kümmerliche Grüpplein.

Sodann möchte ich empfehlen, mit den bestehenden Schulen unter allen Umständen sofort in Verhandlung zu treten. Es wäre doch für beide Teile ein schlechtes Zeugnis, wenn man nicht einen Weg finden könnte, der zu einer vernünftigen Zusammenarbeit führt.

Allerdings sollten wir Praktiker uns nicht damit begnügen, gleichsam zur Beschwichtigung am einen oder andern Ort eine beratende Stimme in einer Schulbehörde eingeräumt zu erhalten. Der Natur der Sache entsprechend müssen wir unbedingt als Berufsstand in der Rolle eines mindestens ebenbürtigen Partners auftreten können. Mein *Vorschlag* geht dahin, dass ein heute zu bestellender Bildungs-Ausschuss des VSA sogleich die Fühlung mit den Behörden der fraglichen Schulen aufnimmt.

Als erstes konkretes Ziel sehe ich sodann für 1951 schon die gemeinsame Durchführung eines kurzen Weiterbildungskurses für praktizierendes Personal zusammen mit der einen Schule. Erweist sich dieser Versuch als gut gelungen, so dürfte es nicht mehr unmöglich sein, sich durch beständige Fühlungnahme auch bezüglich theoretischer Grundschulung für Anfänger und Auslese der Kandidaten immer mehr zu einigen. Sicherlich würde gerade die Schule in dieser Zusammenarbeit im Hinblick aufs Ganze nur gewinnen.

Ob und wie bald die weitere Entwicklung schliesslich in der gemeinsamen Schaffung einer zentralen *Bildungsstätte für Heimerziehung* einmünden dürfte, muss heute noch nicht erörtert werden. Nach meiner Auffassung wäre dies allerdings für alle Zukunft die weitaus beste Lösung: Ein eigentliches Bildungszentrum für die Heimerziehung, getragen von den Fachverbänden, dem VSA und einzelnen Praktikern einerseits und von den interessierten Kantonen, Jugend-Fürsorge und anderen gemeinnützigen Institutionen andererseits. Diese Bildungsstätte hätte sowohl die Grundschulung des neuen Erziehernachwuchses wie auch die Fortbildung der qualifizierteren Kräfte und die Spezialkurse aller Art zu übernehmen. Eine besonders wichtige Aufgabe käme noch hinzu: die Verbindung mit den übrigen Bildungszentren der sozialen Arbeit. Dem Heilpädagogischen Seminar dürfte es vorbehalten bleiben, die höhere Ausbildung von besonders geeigneten Anwärtern für die Heimleitung im Einvernehmen mit unserer Bildungsstätte auszubauen. Ich bin persönlich fest davon überzeugt, dass sich die Tätigkeit eines solchen geistigen Zentrums für unsern gesamten Berufsstand sehr segensreich gestalten dürfte. Natürlich bin ich mir dessen bewusst, dass es mit der Organisation allein nicht getan ist, auch hier würden Gelingen und Misslingen vom Einsatz und der Gesinnung Einzelner abhängig sein.

Sollte wider Erwarten mit den bestehenden Schulen keine dauerhafte und fruchtbringende Zusammenarbeit möglich sein, so käme m. E. im Interesse unserer Sache unbedingt die sofortige Schaffung dieser Bildungsstätte in Frage — ähnlich wie Herr Dr. Meyer, Regensburg, dies auch vorgeschlagen hatte.

Ich möchte es zum Schluss aber nochmals betonen, es wäre beschämend, wenn angesichts der gemeinsamen Interessen und der grossen Aufgabe jetzt eine Einigung zwischen den bestehenden Schulen und den Heimen nicht zustandekommen könnte. Ich appelliere an das gegenseitige Vertrauen und den guten Willen aller Beteiligten!

Die Diskussion

In einer Pause nach den, durch den lebendigen Vortrag nicht ermüdenden vier Referaten konnte man sich in den angrenzenden Räumen an einer Tasse Kaffee erlaben und in eifrigem Gespräch auf die Diskussion vorbereiten, für die von vorneherein reichlich Zeit eingeräumt war. Die Gelegenheit zur Aussprache wurde dann auch sehr rege benützt, wobei kein Votum ungebührliche Ansprüche an die Zeit der Zuhörer stellte und die einzelnen, in vielem divergierenden Ansichten wohl klar formuliert, aber unter Vermeidung jeglicher Schärfe und persönlicher Polemik mitgeteilt wurden. Es würde einerseits viel zu weit führen, gewissermassen protokollarisch die Diskussion wiederzugeben, andererseits ist es der Sache viel mehr gedient, wenn Vorschläge, die ohne eingehendere Begründung vorgebracht wurden, in den nächsten Nummern des Fachblattes in Form von kurzen Artikeln allen Mitgliedern des VSA zu weiterer Erörterung unterbreitet würden. An der Diskussion beteiligten sich u. a. die Damen Lauber, Scheurer, Dr. Schlatter, Schwester Marie Grosshans, Rupflin und die Herren Walder, Zeltner, Bürgi, Joss, Baumann, Meister, Musfeld, Fischer. Neben der immer wertvollen Mitteilung von Einzelerfahrungen wurde eine Reihe von Anregungen gemacht, die alle gewissenhaft geprüft werden. So wurde gewünscht, dass Anstaltsgehilfen und Erzieherinnen mit unregelmässigem Bildungsgang nach längerer Praxis ein Diplom verliehen werden könnte, damit so bessere Aufstiegsmöglichkeiten geschaffen würden (Zeltner), ein Bildungsausschuss vorgeschlagen (Bürgi, Bern), über die Berner Fortbildungskurse berichtet (Bürgi), Erleichterung der Ausbildung für Minderbemittelte, Programme für die Praktikantinnen postuliert (Joss), der Wunsch nach besseren Arbeitsbedingungen ausgesprochen (Musfeld) und konkrete Vorschläge für bessern Kontakt zwischen Anstalten und Heimen gemacht (Fischer).

In seiner die Diskussion vertiefenden und klärenden *Zusammenfassung* konnte *Präsident Müller* mit innerer Befriedigung auf den grundlegenden Leitartikel von Prof. Moor in der Aprilnummer des Fachblattes zurückgreifen, einen Aufsatz, der es wirklich verdient, dass er mehr als einmal gelesen wird. Seine an die Theoretiker und an die Praktiker gerichteten mahnenden Worte sind bestimmt nicht ungehört verklungen. Als ein unausgesprochenes Ergebnis seiner rück- und ausblickenden Betrachtung musste man erkennen, dass die Bürgenstockbesprechung nur eine Etappe, wenn auch eine wichtige, in der Förderung der Zusammenarbeit zwischen Schule und Heim, in der Schaffung einer Atmosphäre des Vertrauens auf beiden Seiten war. Damit eine bessere Führungnahme der Schulen mit der Praxis erfolgt, muss man Zeit finden zu eingehenden Besprechungen. Eine angemessene Vertretung des VSA im Vorstand der Schule für soziale Arbeit in Zürich kann vor Irrwegen und Umwegen bewahren.

Mit Vorbedacht wurden an den gemeinsamen Essen keine Rede gehalten und war keine Abendunterhaltung organisiert worden. «Unbekannte» aus verschiedenen Orten brachten ein Trio von Mozart zum Vortrag, dessen edle Klänge echte Feststimmung schufen. Im übrigen freute sich der Berichterstatter ganz besonders, dass auch in diesem Kreis der Sinn für gesunden Humor keineswegs fehlte.

Ueber die Generalversammlung wird im Protokoll berichtet. Anschliessend konnten im Freien Geschenke entgegengenommen werden. Als Angebinde zur VSA-Tagung sind den Mitgliedern vom Verlag *Rascher & Co.* nette Bändchen der Schweizer- und Europa-Bibliothek geschenkwiese zur Verfügung gestellt worden. Ebenso hat die Firma *Riesen & Berchtold* in Zürich, die sich durch die Fabrikation und den Vertrieb von Urima- und Lami-Matratzen für Bettnässer einen Namen gemacht hat, durch Ueberreichung von netten Kunststoff-Briefmappchen Freude bereitet.

Aller guten Dinge sind drei. Die Schweiz. *Propagandazentrale* für Erzeugnisse der Schweiz. Landwirtschaft, Zürich, hat durch Uebergabe eines «Raisinel»-Musters und einschlägiger Prospekte auf die volkswirtschaftliche Bedeutung der alkoholfreien Obst-Verwertung hingewiesen. Alle Gaben seien den betreffenden Firmen bestens verdankt.

Ohne Organisation erfolgte am Dienstagnachmittag der für den Bürgenstock traditionelle Spaziergang zur Hammetschwand, der den guten Eindruck der Tagung an diesem idealen Tagungsort nur vertiefen konnte.

Freiplätze für ausländische Heimleiter

Unter der bewährten Leitung von Herrn Dr. Richard Grob veranstaltet die Schweizer Europahilfe in der Reihe ihrer segensreichen Kurse diesen Sommer in der Schweiz einen *Kurs für Heimleiter* aus Deutschland.

Um den Kursteilnehmern einen tieferen Einblick in die Wesensart unserer Bevölkerung und unserer Heimbetreuung zu vermitteln, wären Veranstalter und Kursleiter sehr dankbar, wenn genügend Vorsteherinnen und Vorsteher von Heimen bereit wären, einen Gast für 10 Tage aufzunehmen. Freiplätze werden gesucht für die Zeit vom 17. Juni bis 27. Juni und vom 31. Juli bis 10. August.

Wir begrüssen auch unsererseits diese Möglichkeit zu gegenseitiger Anregung und möchten daher unseren Kolleginnen und Kollegen angelegentlich empfehlen, wenn immer möglich einen Freiplatz anzumelden.

Ernst Müller.

Bericht erbeten an: Frau R. Wezel, Zentrale Stellenvermittlung des VSA, Staudenbühlstr. 69, Zürich 52. Telephon (051) 46 29 65.

* * *